

Breslau in mir

Schlesische Erinnerungen

von Christian Riedel

Trebnitz in Niederschlesien, Schön – Ellguth Kreis Trebnitz, Landeshauptstadt Breslau,
Hohenpetersdorf und ein Neuanfang in Trizonesien, die drei Westzonen

Autor: Christian Riedel

Bilder aus dem Familienarchiv Christian Riedel

Umschlagsfotos: „Vor dem Elternhaus in Schön-Ellguth“, 1941 und 2019

Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigungen jeder Art oder Einspeicherungen in elektronische Systeme sind ohne Zustimmung des Herausgebers unzulässig.

© Egon Höcker Selbstverlag

Herausgeber: Egon Höcker

Redaktionsschluss: 01. Dezember 2020

1. Auflage

Druck und Bindung: WirmachenDruck.de



WirmachenDruck.de
Sie sparen, wir drucken!

Trebnitz in Niederschlesien

Wohnungswechsel

Meine Eltern hatten zwischenzeitlich die ungesunde, nicht sehr gastliche Wohnung in einem Nebengebäude auf dem Hinterhof des großelterlichen Grundstückes verlassen. Sie waren innerhalb der Stadt Trebnitz von der Breslauer Straße 27 in die Wilhelmstraße umgezogen. Abgesehen von den politischen Veränderungen verlebten sie dort sehr ruhige Jahre in geordneten, bürgerlichen Verhältnissen. Der Zweite Weltkrieg schien gedanklich noch weit weg zu sein, zumindest dachte in der Bevölkerung kaum jemand darüber nach, ob es überhaupt Krieg geben würde. Nach der Inflationszeit mit Einführung der Rentenmark, der späteren Reichsmark, begann ein wirtschaftlicher Aufschwung, der von Jahr zu Jahr immer bessere Lebensverhältnisse bescherte. Der überwiegenden Mehrzahl der Menschen ging es gut. Es gab kaum Arbeitslose. So ist es aus heutiger Sicht nicht verwunderlich, dass nach der Machtergreifung Adolf Hitler als Reichskanzler mit seiner „völkischen Politik der Erneuerung“ bei dem überwiegenden Teil der Bevölkerung nun große Zustimmung fand. Auch mein Vater hatte in der Gesellschaft der angepassten Bürger seinen Platz gefunden. Kritische Anmerkungen bei Gesprächen mit Freunden und Bekannten, aber auch in der Öffentlichkeit, unterließ er weitgehend, zumal mein Vater erst zu dieser Zeit bewusst begann, seiner eigenen Familie geordnete der Gesellschaft entsprechende Lebensverhältnisse zu bieten. Seine gedanklichen Planungen, ein eigenes Haus zu bauen, gestalteten sich immer konkreter. Vorerst saß er noch an seinem Schreibtisch und ging der geregelten Arbeit im öffentlichen Dienst nach, die er sogar in der eigenen Mietwohnung ausführen konnte. Am Tag rauchte Vater gern ein paar Zigaretten, vornehmlich der Marke R 6, deren Tabak aus türkischen und ägyptischen Anbaugebieten stammte. Ging sein Zigarettenvorrat zur Neige, schickte mich Vater ein paar Häuser weiter in ein kleines, unscheinbares Tabakwarengeschäft. Es gab dort neben allen Dingen des Raucherbedarfs auch Zeitschriften, farbige Sammelbilder, bunte Romanhefte und andere nützliche Utensilien. Schon beim Eintritt in dem beengten Verkaufsraum dufteten die verschiedenen Tabake und das Holz der großen und kleinen Zigarrenkisten auf eine geheimnisvolle Weise, als ob damals alle Tabakdüfte dieser Welt in jenem gemütlichen Laden versammelt waren. Der Inhaber, ein freundlicher, älterer Herr kannte mich schon seit einiger Zeit. Er erhielt das abgezählte Geld und drückte mir dafür zwei Schachteln Zigaretten in meine zu einer Mulde geformten Hände. Ich verließ das Geschäft. Fröhlich hüpfend und pfeifend machte ich mich auf den kurzen Heimweg.

Ein Bürgermeister und sein Geschenk

An meine Kindheit, als wir noch in der Wilhelmstraße in Trebnitz wohnten, denke ich gern zurück. Im Jahre 1938 muss es in der Mietwohnung für meinen Vater dort wohl die letzte

berufliche Aktivität gewesen sein, denn 1939 zogen wir in das neu erbaute Haus in Schön-Ellguth ein. Wie bereits bekannt, arbeitete mein Vater als Angestellter für das Landratsamt des Kreises Trebnitz. Als Verwaltungsfachmann betreute er von den vielen Gemeinden im Kreisgebiet etwa fünfzehn. Sein Arbeitsplatz befand sich nicht in irgendeinem Büro im Landratsamt. Vater benötigte für diese Arbeit ein eigenes Arbeitszimmer, in dem er die notwendigen Verwaltungsaufgaben quasi selbständig ausführen konnte. Daher besuchten die Bürgermeister dieser Gemeinden Vater öfters in der Wohnung. Ein Besuch ist mir in besonderer Erinnerung. In dieser Zeit kam Bürgermeister Obst aus Neuhof nördlich unweit von Trebnitz zu uns, um einige gemeindliche Dinge mit meinem Vater zu besprechen. Es ging, wie mein Vater später berichtete, weitestgehend um die Aufstellung von Haushaltplänen, Einzelposten, Investitionen und andere Maßnahmen in der Gemeinde Neuhof für das kommende Rechnungsjahr. Herr Obst mochte Kinder gern. Seine Ehe blieb aber kinderlos. Vielleicht wollte er mir deshalb eine besondere, große Freude bereiten. Der Bürgermeister schenkte mir ein wunderschönes Holzspielzeug, einen Leiterwagen mit zwei angespannten Pferden.

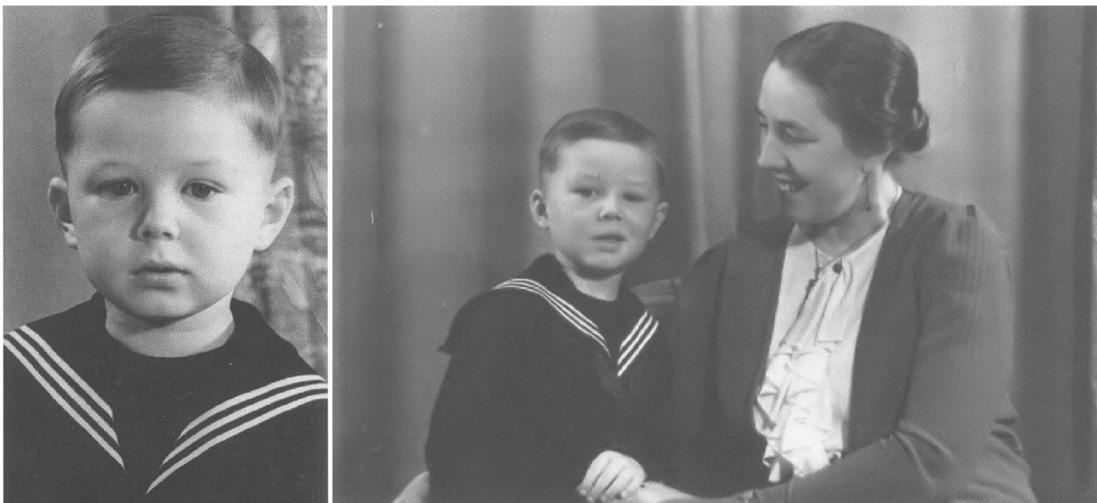


Trebnitz Wilhelmsplatz
Geschäftshaus Maretzke & Märtin

Beim Fotografen

Im späten Frühjahr 1938 an irgendeinem Wochentag, ein ganz spezieller Nachmittag aus besonderem Anlass, der in meiner Erinnerung festgeschrieben ist. Es sind vielleicht sogar die ersten bewusst wahrgenommenen bildhaften Eindrücke in meinem Leben. Ein von Mutter seit längerer Zeit verabredeter Termin im Fotoatelier Grundmann in Trebnitz sollte nun endlich stattfinden. Dafür hatte sie mich geschmackvoll, nun ja pikfein angezogen, weil beim Gang zum Fotografen fast alle Kinder so oder ähnlich ausstaffiert wurden. Aber

ich fühlte mich im dunkelblauen Matrosenanzug in kurzer Hose, aus der zwei dünne Beine hervor lugten, ausgestattet mit frisch gewaschenen weißen Kniestrümpfen und viel zu engen, schwarzen Kinderschuhen eher verkleidet, ja sogar in meiner vermeintlichen kindlichen Freiheit weit mehr als über das normale Maß eingeschränkt. Die ungewöhnliche Montur passte nicht zu mir. Von unserer Mietwohnung in der Wilhelmstrasse, wir wohnten im Erdgeschoß, ließ ich mich durch Mutter nur unwillig mitziehen. Auf der anderen Straßenseite erblickte ich hinter den alten Laubbäumen den roten, wilhelminisch preußischen Backsteinbau des Landratsamtes. In diesem Gebäude residierte die für den Kreis Trebnitz zuständige Behörde, die wiederum der Landesregierung in Breslau unterstand. Mutter wandte sich nach links. Wir überquerten wie so manches Mal den großen, freien in Naturstein gepflasterten Wilhelmsplatz, passierten das Geschäftshaus der Buchhandlung Maretzke und Martin, um etwas später in die Lange Straße einzuschwenken.



Bald darauf sahen wir schon das Fotogeschäft. Davor verweilten wir eine kurze Zeit, die ich nutzte, um künstlerisch gestaltete Fotografien in einem der mittelgroßen, in dunklem Holz gerahmten Fenster anzusehen. Der Inhaber des Fotoateliers hatte seine besonders gut gelungenen Ablichtungen dekorativ ausgestellt. Da gab es würdige, seriöse, ältere Herren mit melierten Bärten, nackte Babys, gerade der Mode entsprechend auf weißen Eisbärfellen liegend, überwiegend glücklich strahlende Brautpaare, elegant gekleidet, Männer mittleren Alters, gut bürgerlich, in steifen, schwarzen, engen Anzügen oder junge Soldaten in ihren feldgrauen Uniformen, die Gesichter ernst, nachdenklich aber auch jene, von denen man vermuten konnte, sie hätten den Krieg bereits gewonnen, obgleich er noch gar nicht angefangen hatte.

Der später für Zentraleuropa so unvorstellbar, grausame, sinnlose Krieg fand bisher eher in den besonders „klugen“ Köpfen der Führungsspitzen des nach der Machtübernahme nationalsozialistischen Reiches statt, nachdem sie zuvor unter anderem im Zusammenspiel mit den Banken und der Großindustrie die militärische Aufrüstung veranlasst hatten.

Doch Klein-Christians Gedanken kreisten in jenen Tagen altersbedingt eher um das bevorstehende Ereignis. Sicherlich ein großes Erlebnis, wer ließ sich damals schon fotografieren, und wie sah überhaupt so ein Fotoatelier aus? Mutter drängelte. Nun standen wir vor der verwitterten, mit schmiedeeisernen Ornamenten im oberen Teil verglasten blauen Ladentür. Ich verharrte zögerlich. Mutter ergriff die verzierte, geschwungene Türklinke und öffnete. Das Scheppern der Türglocke verhallte. Hinter der Ladentheke nahm uns eine auf mich nervös wirkende Frau unbestimmten Alters im schwarzen, stark abgewetzten Arbeitskittel in Empfang und redete sogleich wie ein Wasserfall: „Ach ja, ach ja, sie sind angemeldet, ich weiß, ich weiß, reizend ihr Kleiner und wie ihm der schicke Matrosenanzug steht. Diesem Kompliment konnte ich so gar nicht zustimmen, aber Mutter wollte es ja so! Gehen Sie da entlang, nein nicht da sondern dort entlang, da ist das Studio.“ Während wir uns inzwischen im halb abgedunkelten Raum tapernd auf zwei wackelige Holzstühle zu bewegten und dann setzten, hantierte die nun als Fotografin auftretende Frau an allerlei Geräten und Kulissen. Mehrere helle Lampen blitzten auf. Sie störten mich. Meine Hände wurden zunehmend feuchter. So ein Brimborium wegen ein paar Fotos. Und wieder ihre unangenehme Stimme: „Zuerst Sie beide, nun ihr Junge allein, wie heißt er denn der Kleine, ach ja, Christian. Lächeln, bitte lächeln, nein nicht so, ja, ja schon viel besser.“ Diese Frau ging mir mächtig auf die Nerven. Ich fühlte mich unwohl, überfordert. Es wurde hastig hantiert, gerückt, wieder gelächelt. Meine Mutter trug ein rotbraunes Kleid mit weißem durch Lochstickerei verziertem Jabot. Ihr dunkles Haar, in der Mitte gescheitelt, hatte sie streng nach hinten gekämmt. Recht eindringlich ertönten dann wieder diese grässlichen Kommandos der Fotografin: „So jetzt bitte nochmals lächeln, lächeln, gleich kommt das Piepvögelchen. Danke, danke, sehr schön, sehr schön, in einer Woche sind ihre Bilder fertig. Auf Wiedersehen, ääh Heil Hitler!“ Irgendwie hatten wir wohl dann doch genug gelächelt. Leicht gequält verließen wir das Geschäft. Die Tür fiel knarrend ins Schloss. Für mich ein befreidendes Geräusch.

Das helle Tageslicht, die gedämpften Geräusche der kleinen Stadt führten mich in die Wirklichkeit zurück. Tief durchatmen, das tat jetzt gut. Es gab kaum Straßenverkehr. An diesem Nachmittag waren nur einige Fußgänger unterwegs, um Einkäufe zu erledigen. Wir wechselten die Straßenseite und liefen direkt auf ein äußerlich bescheiden wirkendes Uhrengeschäft zu. Im Schaukasten neben der Eingangstür bemerkte ich das kleine Modell eines farbig bemalten Turners. Ich blieb stehen, mein Interesse war geweckt. Sollte es etwa schon eine Werbung im Frühstadium des Vermarktens sein? Aber Spaß beiseite, der Sportler hing nun mal an einer Reckstange, die als verlängerte Achse mit der Unruh einer größeren Uhr verbunden war. Auf diese Weise schwang der Sportler im Zeittakt hin und her. Eine beeindruckende, einfache Technik. Die Jungs, Werbung hin oder her, ließen sich schon damals etwas einfallen! Einige Gehäusebereiche der Uhr waren geöffnet, so dass selbst das umfangreiche Innenleben in allen Einzelheiten betrachtet werden

Landeshauptstadt Breslau

In Stabelwitz bei Tante Gretel

In den Sommerferien reiste Mutter mit mir oft nach Breslau. Es gab immer einen guten Grund, von Zeit zu Zeit Verwandte zu besuchen. Aus heutiger Sicht betrachtet, entpuppte sich meine damalige Welt als sehr klein. Das galt während der Kriegszeit gleichermaßen auch für meine Eltern. Der Kreis Trebnitz und die Provinzhauptstadt Breslau waren das Gebiet, in dem wir uns bis zur Flucht bewegten, abgesehen von Vaters „Wehrertüchtigung“ in Bielitz. Aber zurück zum Sommerbesuch. Onkel Fritz und Tante Gretel wohnten anfangs mit ihren beiden Kindern Ursula und Erika im Neubaugebiet Stabelwitz, das zu Breslau gehörte. Ich ging damals in die erste Grundschulklasse. Vom Ring aus benutzten wir eine der vielen Straßenbahnen, die bis zur Endstation am Flughafen Gandau fuhren. Wir wechselten von der Elektrischen zum Bus, der uns über Pilsnitz und Masselwitz nach Stabelwitz brachte. Wir stiegen an der Haltestelle aus, bogen unmittelbar danach von der baumbestandenen Hauptstraße rechts ab und gelangten auf kurzem Wege zum Beginn einer modernen Wohnsiedlung, die vor nicht allzu langer Zeit vom Reißbrett aus entstanden sein musste. Die Landschaft wirkte eigentlich leer. Gegenüber den neuen Häusern dehnten sich weite, unbebaute Flächen. Es gab weder Buschgruppen noch junge Bäume. In der ersten Hälfte des Doppelhauses, zur linken der Stadtstraße, wohnten unsere Verwandten. Wir liefen auf dem Fußweg zur seitlichen Eingangstür. Der feine, gelblich, verwitterte Sand knirschte unter unseren Schuhen. Die neu angelegten Rasenflächen zeigten ihr frisches, saftiges Grün. Da es die Sonne gut meinte, hatte Tante Gretel noch kurz vor unserem verabredeten Besuch die Wäsche auf einem extra eingeplanten Platz zum Trocknen aufgehängt. Dafür gab es verzinkte, stählerne Wäschestangen, die in auf Rasenhöhe im Erdboden vorhandene Rohre gesteckt wurden. Nach der herzlichen Begrüßung, die sich immer wieder aufs Neue wie ein Ritual vollzog, spielten wir drei Kinder in der geräumigen Wohnung. Die Mütter sprachen angeregt miteinander. Onkel Fritz war zu dieser Zeit schon zur Wehrmacht einberufen worden. Während unseres Spiels fiel mir das bekannte Kinderbuch „Der Struwwelpeter“ des Autors Heinrich Hoffmann in die Hände, eine Ausgabe mit grauem Pappdeckel. Die farbigen Zeichnungen dieses Buches empfand ich schockierend, besonders die von Paulinchen. Sie spielte mit Streichhölzern und verbrannte dabei. Fast alle Zeichnungen, auch wenn sie gut dargestellt waren, selbst die lehrreichen Geschichten dieses Kinderbuches, hatten mich stets unangenehm berührt.

Unangenehmes, ja Entsetzliches wie das Feuerfanal der Synagoge von Trebnitz verletzten meine Kindheitsträume. Die bedrückenden Bilder, Filmsequenzen gleich, sind noch immer in meinem Kopf eingebrennt. Das Unterbewusstsein spielt eine nicht unerhebliche Rolle, auch wenn man schlechte Bilder und Geschehnisse verdrängen möchte. Sie blei-

ben, als hätte man sie in Stein gemeißelt, dauerhaft erhalten. Ich lernte damit umzugehen. Die Zeit hilft als bester Freund.

Der erste Luftangriff

Einer der ersten Luftangriffe auf die Landeshauptstadt Breslau im Jahre 1942 kam für die Breslauer plötzlich und völlig unerwartet. Soweit mir bekannt, war es sogar bis etwa Herbst 1944 der einzige schwere Angriff der russischen Luftwaffe auf die niederschlesische Metropole, bei dem zum Glück kaum Menschen verletzt wurden. Als meine Mutter mit mir wieder einmal unsere Verwandten in der Stadt besucht hatte, nahmen wir nachmittags die Elektrische der Linie 2 vom Ring aus zum Trebnitzer Platz. In der unmittelbaren Nähe des eng bebauten Universitätsviertels war bei diesem Überraschungsangriff ein mehrstöckiges Wohnhaus stark beschädigt worden. Den Schaden, den die abgeworfene Bombe damals verursacht hatte, beobachteten wir mitfahrenden Kinder und Erwachsene von der Straßenbahn aus. Die Frontseite des aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts stammenden Hauses war von der hohen Explosionskraft der Bombe weggerissen worden, aber die einzelnen Geschoßdecken hatten die Detonation gut überstanden, so dass noch fast alle Wohn-, Schlaf- und Wirtschaftsräume, Salons, Bäder und Toiletten, einschließlich eines großen Teils der Möblierung mit recht zahlreichen Bildern an den Wänden, erhalten geblieben waren. In meiner kindlichen Vorstellung glaubte ich für eine kurze Zeit, eher ein sehr großes Puppenhaus vor mir zu haben. Die Straßenbahn fuhr sehr langsam quietschend an dieser Stelle vorbei. „Wir wärdn's dem Iwan schon heimzoahn“, bemerkte ein älterer, kräftiger Mann, dessen Gesicht erschien mir rötlich aufgedunsen, seine blaue Arbeitskleidung wirkte abgewetzt und verschmutzt. Die laut geäußerten Gedanken lösten bei einigen Fahrgästen verhaltene Reaktionen der Zustimmung aus. In jenen Tagen glaubten die Menschen nur an eine kurzfristige Episode des Krieges gegen Russland, zumal der Krieg gegen Frankreich sehr schnell gewonnen wurde. Der Siegesmarsch der Wehrmacht über die Champs-Elysees zum Arc de Triomphe du Carroussel, durch Filmmaterial der Deutschen Wochenschau vermittelt, waren den meisten Deutschen noch in guter Erinnerung.

Die Breslauer Verwandten

Tante Hedy, eine kleine, zierliche, quicklebendige, stets elegant gekleidete Dame, Rheinländerin, in Düsseldorf geboren, führte in ihrer Berliner Zeit mit ihrem ersten Ehemann ein Juweliergeschäft. Die Reichshauptstadt Berlin war trotz des beginnenden politischen Wechsels ihr Zuhause. Dort wurden Geschäfte gemacht. Unerwartet verstarb ihr Ehemann noch vor der nationalsozialistischen Machtübernahme im Januar 1933. Viel zu früh, wie so oft im Leben, aber vielleicht blieb ihm ein langer, viel qualvollerer Leidensweg erspart, denn er war Deutscher jüdischen Glaubens. Aus dieser Ehe stammte ein Sohn,

Fred Wittstock. Einige Zeit später lernte Onkel Oscar diese reizende, charmante Frau kennen und lieben. Sie heirateten, verkauften zu einem guten Preis das Geschäft in Berlin, zogen nach Breslau, um in der Schweidnitzer- Ecke Ohlauer Straße ein neues Geschäft zu erwerben und in gleicher Branche weiter zu führen. Fred war noch vor Einführung der nationalsozialistischen Rassengesetze Uhrmachermeister geworden. Er lebte mit Hertha, einer jungen, attraktiven Frau, ohne Trauschein zusammen. Nach der neuen Rechtslage konnten sie nun nicht mehr heiraten, denn Fred galt nach diesen menschenverachtenden Gesetzen als Halbjude. Was sagt das eigentlich aus? Aus heutiger Sicht eine kaum vorstellbare Situation, aber in jenen Tagen leider absurde Realität.

Onkel Oscar, ein großer, schlanker, eleganter, wohl distinguerter Herr, empfahl sich als Grandseigneur und Liebling vieler Frauen, wie in der Verwandtschaft getuschelt wurde. Als gelernter Kaufmann hatte er schon in einigen Branchen erfolgreich gearbeitet. Seine Ehe mit Tante Hedy tat ihm gut. Ihre gemeinsame Arbeit und der beginnende geschäftliche Erfolg in der Breslauer Gesellschaft haben Einflussnahmen ermöglicht, die sich später noch auszahlen sollten. Wie mein Vater war auch er kein Mitglied der NSDAP, aber er hatte im Gegensatz zu ihm ein besonderes Talent, unangenehme Zeitgenossen für sich einzunehmen, wenn es darum ging, eigenen Nutzen daraus zu ziehen oder politisch verfolgten Menschen aus schwierigen Situationen zu helfen. Auch das eigene familiäre Problem, wie er Hedys Sohn Fred aus seiner unangenehmen Lage befreien konnte, musste vorrangig gelöst werden. In geschäftlicher und finanzieller Hinsicht war selbst im Dritten Reich in manchen aussichtslosen Fällen humanitäre Hilfe durchsetzbar. Auch stramme Nationalsozialisten hatten ihre Schwächen, wenn es darum ging, sich selbst materielle Wünsche zu erfüllen. Dank dieser Möglichkeiten lebte Fred mit seiner Freundin Hertha bis Mitte 1944 recht ungestört in der Hausmeisterwohnung der Villa unserer Verwandten in der Hohenzollernstraße 144. Zunächst wirkte Onkel Oscars Hilfe. Fred wähnte sich in vermeintlicher Sicherheit, bis dann doch noch der Zugriff der politischen Polizei auf ihn erfolgte. Schon sehr früh, spätestens nach der Pogromnacht, verstärkte sich der Druck auf die Breslauer Juden. So wurden Ende 1941 mehr als tausend Bürger mit der Reichsbahn nach Litauen transportiert. Nur kurz danach erfolgte ihre Erschießung. Fred entging der drohenden Deportation in ein Vernichtungslager nur durch Hilfe meines Onkels, und weil er ein hervorragender, qualifizierter Uhrenfachmann war. So kam er nach Glashütte in Sachsen. Dort musste Fred als Zwangsarbeiter bis zu seiner Befreiung bei Kriegsende Zeitzünder und Zündmechanismen für explosive Sprengkörper und Granaten bauen. Er hat überlebt.

Schallplatten, Barnabas von Geczy, Ludwig Manfred Lommel, Zigarre

Die erste Zigarre meines Lebens, ehrlich gesagt die ersten drei vier Züge dieses Produktes, durfte ich mit Onkel Oscar in seinem Haus Hohenzollern Straße 114 in Breslau rau-

chen. Die Frauen, Tante Hedy, Hertha und Mutter schauten sich den für damalige Zeit schon sehr modern gestalteten Garten an, der in seiner Großzügigkeit eher einem kleinen Park glich im Gegensatz zu unserem in Schön-Ellguth, der als Nutzgarten diente. Mein Onkel blickte mit mir noch kurz von der erhöhten Terrasse zu den munter plaudernden Frauen. Dann führte er mich in das elegant eingerichtete Herrenzimmer. Dort gab es einen Schallplattenschrank mit eingebautem Radiogerät. Ich durfte mir mit ihm Schallplatten des schlesischen Humoristen Ludwig Manfred Lommel oder vom Orchester des Ungarn Barnabas von Geczy anhören, das schon Ende der dreißiger Jahre in Deutschland und Europa große Erfolge hatte. Onkel Oscar rauchte, in seinem bequemen Ledersessel sitzend, eine große, dickbauchige Zigarre. Ich war neugierig, wie so eine Zigarre zu rauchen sei. Zu meinem Erstaunen wurde mir eine neue Zigarre vor die Nase gehalten, die mein lieber Onkel anzündete. Nun rauche mal schön, Kleiner! Bereits nach den ersten Zügen verschluckte ich mich, mir wurde sehr, sehr übel.

Das Juweliergeschäft

Ich erinnere mich an das Juweliergeschäft von Onkel Oscar in der Schweidnitzer- Ecke Ohlauer Straße in Breslau. Von der Hauptgeschäftsstraße kommend betrat man den modisch gediegenen und modern ausgestatteten, gestreckten, rechteckigen Geschäftsraum, dessen Wände, Schränke und Vitrinen aus edlem, rötlichen Kirschbaumholz bestanden. An zwei niedrigen Glastischen standen verchromte Bauhaus-Schwingssessel von Marcel Breuer. Vom Verkaufsraum aus gelangte man in ein gemütlich eingerichtetes Büro, aber auch in die zweckmäßig ausgestattete Uhrmacher- und Goldschmiedewerkstatt.

Dampferfahrt auf der Oder

Onkel Oscar und Tante Hedy luden Mutter und mich an einem Wochenende ein, mit ihnen eine Dampferfahrt auf der Oder von Breslau nach Breslau-Wilhelmshafen zu unternehmen. In der Nähe der Sandinsel betraten wir über einen beweglichen, gesicherten Bootssteg einen großen, im hellen Sonnenlicht weiß leuchtenden Raddampfer. Radkästen mit Schaufelrädern beiderseits des Schiffsrumpfes sorgten für die notwendige Fortbewegung. Die Kühle der Oder erfrischte uns. Im Nordosten erblickten wir die schlanken Doppeltürme des Domes. Der Ausflugsdampfer dümpelte leicht im Wellenschlag. Ein warmer, klarer Tag, das Grün in den Farben des Sommers, die gemächlich dahin fließende Oder stimmte die Ausflügler froh. Inzwischen lösten geschäftige Hilfskräfte die starken Taue vom Anleger, die wuchtigen Schaufelräder setzten sich in Bewegung, ihre Umdrehungen wurden schneller, das Wasser der Oder brauste in den Radkästen. Eine entspannte, heitere Atmosphäre zum Träumen. Es ging an der Holteihöhe vorbei die Oder aufwärts, rechts die neuen Regierungsgebäude, dann unter der Lessingbrücke hindurch zur Kaiserbrücke. Häuserzeilen, neue Villen im Stil der dreißiger Jahre, Parkanlagen, der Zoologische Gar-

ten im vollen Sonnenlicht, Sandbänke, beiderseits ausgewaschene Ufer der Oder durch Buhnen abgesichert, später links in Fahrtrichtung der etwas versteckt liegende Bootshafen, gestaffelte Baumgruppen und viel Begleitgrün zogen an uns vorbei, nur unterbrochen durch das monotone Stampfen der kräftigen Schiffsmaschine und dem unverständlichen Stimmengewirr auf dem oberen Deck. So gelangten wir sehr bequem zum Stadtteil Breslau-Wilhelmshafen, um dort ein urgemütliches Gartenlokal aufzusuchen. Wir verweilten da eine geraume Zeit bei Kaffee und Kuchen im Schatten der Kühle spendenden Baumkronen. Auf dem gleichen Wege erreichten wir dann wieder den inneren Bereich Breslaus, nun aber die Oder abwärts.

Krankenbesuch

Meine Großmutter der mütterlichen Linie sah ich nur ein einziges Mal. Sie erkrankte an Lungentuberkulose, die in einem Krankenhaus mit Isolierstation unweit von Breslau in Deutsch-Lissa behandelt werden sollte. Es stand nicht sehr gut mit der alten Dame. Mutter plante daher bewusst diesen Besuch, an dem ich teilnehmen durfte. Vom Breslauer Hauptbahnhof aus benutzten wir einen Personenzug, der uns nach Deutsch-Lissa brachte. Wir stiegen aus und gingen durch das Bahnhofsgebäude.



Bahnhof Deutsch-Lissa

Auf dem Vorplatz des Bahnhofes gab es gerade einen kleinen, schönen Jahrmarkt mit bunten Buden, Verkaufswagen und Fahrgeschäften. Ich hörte die so typischen Geräusche, Lachen, Stimmengewirr und Rufe der Frauen, die ihre Kinder bei den Karusselfahrten beobachteten. Es gab sehr alte Karussells, auf denen sich beim Klang der Jahrmarktsorgel bunt bemalte Holzpferdchen drehten. Aber eines wirkte moderner und fiel mir besonders auf. Die Grundidee entsprach der eines Kettenkarussells. Statt an

stabilen Ketten hängenden farbigen Sitze gab es dafür einige Flugmodelle, die der Wirklichkeit nachempfunden waren. In diese Flugzeuge konnten sich die Kinder hineinsetzen. Ich sah dem ausgelassenen Treiben der Kinder und der lebhaften Geschäftigkeit ihrer Mütter begeistert zu, bis mich Mutter aus meinen Träumen riss. Wir mussten pünktlich im Heim sein. Oma hatte zu ihrer frühen Erblindung nun auch noch in ihrem hohen Alter diese ansteckende Erkrankung bekommen. Wegen akuter Ansteckungsgefahr blieb mir der Zutritt zum Krankenhaus verwehrt. So konnte ich meiner sehr kranken Oma nicht nahe sein. Ich wartete in einem großen Park hinter dem Haus, ganz allein, einsam, und schaute sehr lange auf die Parklandschaft, auf die uralten in unterschiedlichen Grüntönen leuchtenden Laubbäume und das Gebäude, bis ich Mutters Ruf aus dem dritten oder vierten Stock hörte. Beide Frauen standen auf dem Balkon. Oma winkte mir zaghaft zu und schaute doch ins Leere, in eine unsichtbare Weite. Sie war kleiner als Mutter und wirkte in ihrem dunklen Kleid sehr gebrechlich. Kurz danach kehrte Mutter zurück. Wir fuhren wieder über Breslau nach Haus. Bald danach muss Oma verstorben sein, denn Mutter trug über eine längere Zeit schwarze Kleider, manchmal mit grauen, gepunkteten Latzschürzen.

Der Kaufmann von der Sadower Straße

Onkel Julius konnte man erst auf den zweiten Blick gern haben. Seine trockene, manchmal doppelsinnige Art, Dinge auf den Punkt zu bringen, waren nicht jedermanns Sache. Er war der jüngste der Riedels und mit meinem Vater wesensverwandt. Als gelernter Kaufmann zog er die Selbständigkeit vor. In der Sadower Straße in Breslau baute er ein Lebensmittelgeschäft mit Feinkostabteilung auf. Mit seiner Frau Hilde bewältigte er den kaufmännischen Alltag ohne weitere Angestellte. Auch Julius nahm gegenüber dem Nationalsozialismus eine kritische Stellung ein, war von Hause aus eher liberal, vielleicht mehr deutschnational eingestellt, ein sehr belesener, gebildeter Mann mit hellwachen Augen. Im ersten Weltkrieg verbrachte er seine Soldatenzeit als Leiter einer Militärbücherei an der Ostfront in der Ukraine. In dieser Zeit hatte Julius auch etwas russisch gelernt. Jetzt arrangierte er sich mit den politischen Gegebenheiten, wie man so zu sagen pflegte. Sie lebten in einem Vorort von Breslau in Brockau und besaßen dort eine Villa mit großbürgerlichem Ambiente. Onkel Julius pflegte die familiären Bande. Er besuchte uns oft in Schön-Ellguth, kam jedoch immer allein. Das bedauerten wir sehr. Bei seinen Besuchen und wenn es die Zeit erlaubte, auch bei langen Spaziergängen in die nähere Umgebung des Ortes, führten die beiden jüngsten Brüder der Familie Riedel sehr anregende Gespräche. Sie politisierten gern und oft, grantelten oder tauschten die interessantesten, neuen Familienrichtungen aus. Während der Geschäftszeiten besuchte Mutter mit mir mehrmals Onkel Julius in seinem für damalige Zeit recht modern eingerichteten Lebensmittelgeschäft. Erst begrüßten wir Tante Hilde. Sie saß wie immer hinter einer alten, urtümli-

chen, in kunstvoll ziselerter Arbeit ausgestatteten Registrierkasse in der Mitte der Verkaufstheke. Das liebe Geld bedeutete ihr viel. Das hatte sie wiederum mit meiner Tante Clara gemeinsam, wie ich bereits bemerkte. Geldmenschen sind irgendwie anders gepolt. Danach durchschritten wir mit Julius den Geschäftsraum, in dem sich nur zwei Kundinnen interessiert die Auslagen anschauten, erreichten dann über drei Treppenstufen das recht düster wirkende, enge Büro. Durch ein kleines Guckfenster in der Tür schaute Julius nochmals zurück, ob die Luft rein war. So konnte er Mutter schnell ein Paket Bohnenkaffee und für mich eine in dünnes Pergamentpapier verpackte ganze Tafel Blockschokolade in ihre Handtasche stecken. In dieser Zeit eine Tafel Schokolade, das bedeutete für uns etwas ganz Besonderes. Kurze Zeit später gingen wir wieder in den hellen Verkaufsraum. Die Erwachsenen führten noch ein kurzes, anregendes Gespräch über die Alltagsprobleme in Kriegszeiten. Zum Abschied brach Tante Hilde, eine kleine unersetzte Frau von recht kräftiger Statur, aus einer Blockschokolade, die neben der Kasse lag, einen Riegel ab und schenkte ihn mir mit großzügiger Geste. Das geschah nicht gerade allzu herzlich. Sie fand derartige Familienbande eher unwichtig, was sich auch nach dem Krieg, als wir uns in Westdeutschland wieder trafen, herausstellen sollte. Zu Onkel Julius blieb das Verhältnis weiter ungetrübt herzlich; Tante Hilde überspielte ihre noch immer unveränderte innere Überzeugung recht taktvoll. Was blieb ihr auch anderes übrig. Beide sind, wie sie uns bei unserem ersten Wiedersehen berichteten, in der Festungszeit in der Landeshauptstadt Breslau geblieben. Sie haben alle Erschwernisse, den Kummer, das Entsetzen, das fast fünf Monate dauernde Sterben der Stadt an der Oder und deren Kapitulation recht glimpflich überstanden. Soweit mir bekannt, wurden sie, wie fast alle deutschen Bewohner Breslaus, im Februar 1946 aus ihrer geliebten Vaterstadt vertrieben. Dieser erzwungene Abschied war sehr schmerzlich. Nach dem plötzlichen Tod von Julius reduzierte sich unsere Beziehung zu Tante Hilde auf das notwendigste. Tante Hilde lebte nach dem Tod ihres Ehemannes sehr zurückgezogen. Sie hatte wohl kaum entsprechenden Anschluss in der Welt der Einheimischen und zog schon aus diesem Grund von Bruchhausen-Vilsen bei Bremen zu ihren Verwandten, die ihr näher standen, nach München. Später verstarb sie dort, ohne dass wir sie noch einmal gesehen haben.

Wohnungswechsel bei Jacobs

Inzwischen zog Tante Gretel mit ihren beiden Kindern von Stabelwitz in die Nikolaistraße. Ich erinnere mich noch genau an die Besuche in der Wohnung von Tante Gretel im dritten Stock des Mietshauses. Bei einem dieser Besuche beobachtete uns ein älterer Mann schon im Erdgeschoß in der Nähe des Haupteinganges durch ein Sichtfenster neben seiner Wohnungstür. Er war wohl dafür verantwortlich, wer in dieses Haus eintrat und es auch wieder verließ. Unregelmäßigkeiten, aber auch unbekannte Personen, die mehrfach das Haus betraten, sind von ihm bestimmt den Polizeibehörden gemeldet worden. Derar-

tige, den Nationalsozialisten treu ergebene Personen, meist ein von der Partei ausgewählter Mitbewohner, führten die Bezeichnung Blockwart. Er war wie immer nicht unfreundlich, registrierte uns nur kurz und nickte. Wir erwiderten den angedeuteten Gruß. So erreichten wir über die gewendelten, breiten Holzstufen des Treppenhauses die Wohnung von Tante Gretel, der Schwägerin meiner Mutter. Ich klingelte, die Eingangstür wurde geöffnet. Tante Gretel mit ihren beiden Kindern Ursula und Erika begrüßte uns in gewohnter Herzlichkeit. Neuigkeiten wurden ausgetauscht, aber auch die Sorgen über den Fortgang des Krieges, der nun schon seit über einem Jahr gegen Russland geführt wurde, waren begründet. Der außergewöhnliche Informationsbedarf unter den erwachsenen Angehörigen muss in jenen Tagen sehr groß gewesen sein, oder man suchte das Zwiegespräch in den eigenen vier Wänden, um ganz sicher zu gehen, nicht belauscht zu werden. Beim Spielen mit meinen annähernd gleichaltrigen Cousins schaute ich mich in der recht geräumigen, gemütlichen Wohnung um. Da gab es zwischen Küche und Wohnungsflur eine Schaukel, deren kräftige Seile aus Hanf im oberen Türrahmen an zwei Haken eingehängt waren. Vom dritten Stock aus einem Fenster des Wohnzimmers betrachtete ich begeistert das lebhafte Treiben in der Nikolaistraße oder verfolgte die Fahrt eines Dreiradlieferwagens der Marke Tempo, der geräuschvoll in Richtung Königsplatz knatterte. Bei unseren regelmäßigen Besuchen gab es fast immer Neues zu entdecken. Die kleinen Schlafzimmer lagen zur Hinterhofseite. Ein Bild fiel mir besonders auf. Es zeigte Jesus als Lichtgestalt, wie er segnend durch ein wogendes Kornfeld schreitet. Ein weiteres Bild als farbiger Druck stellte zwei dunkelhaarige Mädchen als pausbäckige Engel mit weißen, kleinen Flügeln dar, die verträumt zum blauen Himmel schauten. Diese so schönen Bilder aus „Omas Zeiten“ beeindruckten mich damals sehr, ohne dass ich wusste, in welchem Zusammenhang das letztbeschriebene Bild stand. Am 13. September besuchten wir mit unseren Verwandten Sigrid und Klaus-Peter aus Cottbus die Dresdener Gemäldegalerie. Wir betrachteten die alten Meister und schlenderten langsam durch die Galerieräume, die wie eine Perlenschnur aneinander aufgereiht waren. Eine Sichtachse bestand also vom ersten bis zum letzten Raum. An Ende dieses Raumes, an dessen Kopfseite, erblickten wir dann das Bild von Raffaels Sixtinischer Madonna. Beim längeren Betrachten bemerkte ich zu meinem eigenen Erstaunen am unteren Rand des Bildes die beiden sehnsuchtsvoll in den Himmel schauenden Engel, die ich natürlich sofort wieder erkannte.

Elisabethkirche und Nikolaistraße

Ich erinnere mich an die Elisabethkirche, im Volksmund auch „Dicke Liesel“ genannt. Nun wohnte Tante Gretel mit ihren beiden Mädchen in einem Mietshaus an der Südseite der Nikolaistraße. Wir, das heißt Mutter und ich, konnten ihre Wohnung vom großflächig gestalteten Ring (Marktplatz) her bequem zu Fuß erreichen. Wir liefen dann an den beiden kleinen, architektonisch reizvoll mit einem Zwischenbogen ausgestatteten Häusern vorbei,

die Breslauer nannten sie liebevoll „Hänsel und Gretel“. Hier begann die Nikolaistraße. Wir ließen uns Zeit, schlenderten weiter, schauten nach rechts, hielten im Schritt inne und betrachteten den imposanten Backsteinbau der Elisabethkirche mit ihrem sehr kompakt gebauten, mächtigen Kirchturm, der höchste bis 1945 in der Stadt Breslau und der zweithöchste in Schlesien. Meine Eltern wurden im Jahre 1933 in dieser evangelischen Kirche getraut. Bis zum mehrgeschossigen Mietshaus, in dem unsere Verwandten wohnten, benötigten wir dann nur noch wenige Minuten. Die Straße erschien mir schmal, die hohen, eng gegliederten Geschäftshäuser, deren obere Geschosse an Bürger der Stadt vermietet waren, verstärkten diesen Eindruck, erinnerten mich aber auch an Zeiten, in denen die Architektur von Wien aus bestimmt wurde.

Traurige Nachricht von der Front

Onkel Fritz kannte ich, um es ehrlich zu sagen, nur aus den Gesprächen, die Mutter mit ihrer Schwester bei Besuchen führte. Er war wie alle Männer im wehrpflichtigen Alter im Kriegseinsatz, den Fritz zu allem Unglück an der Ostfront in Russland verrichten musste. Von Zeit zu Zeit erhielten wir von ihm etliche Briefe über die Feldpost. Tante Gretel wohnte inzwischen in die Nikolaistraße im Stadtkern von Breslau. Zu dieser Zeit machte sie sich um das Leben ihres Mannes schon große Sorgen, denn alle wussten, dass der Krieg an der Ostfront weitaus gefährlicher war als der an der Westfront oder an anderen Frontabschnitten.

Die Nachricht seiner Wehrmachtseinheit über den plötzlichen Tod ihres Mannes an der Ostfront traf Tante Gretel im Kriegsjahr 1944 besonders hart, zumal sie noch zwei Mädchen im damaligen Alter von neun und zehn Jahren zu versorgen hatte. In der kurzen Wehrmachtsmitteilung sprach man von seinem heldenhaften Tod für Führer, Volk und Vaterland. Eine in jener Zeit täglich gängige, griffige Formulierung. Wie heldenhaft war sein Tod? Ein Frontkamerad, der Onkel Fritz bis zum traurigen Ende begleitet hatte, berichtete Tante Gretel, seine letzten Worte seien gewesen: „Jetzt habe ich endlich meinen Heimatschuss, nun komme ich bald nach Hause.“ Als Augenzeuge schilderte er auch die Art der bösartigen Verletzung. Der gezielte Schuss von der russischen Frontseite hatte die Hauptschlagader eines seiner Beine zerfetzt. Die sofortige Versorgung der großen, offenen Wunde sei aufgrund der Frontlage nicht mehr möglich gewesen. Onkel Fritz verblutete an dieser Verletzung.

Den aus meiner Sicht absurden Begriff „Heimatschuss“ benutzten viele kriegsmüde Landsleute nicht nur, um das Widersinnige des Krieges generell deutlich zu machen, sondern auch in der vagen Hoffnung, bei noch heilbaren Verletzungen nicht mehr zu den Waffen greifen zu müssen.

Die Karpfen im Stadtgraben

Bei meinen Recherchen fand ich einen in eigener ungelenker Handschrift auf bräunlich dickem Papier vielleicht etwa zwei Jahre nach dem Krieg niedergeschrieben Text über die Karpfen im Stadtgraben von Breslau. Der Autor ist mir unbekannt. Dieser etwas altertümliche Text erlaubt dennoch einen guten Einblick über das gemächliche und das geschäftige Treiben in der schlesischen Metropole. Kontraste, wie sie der unbekannte Autor nicht besser beschreiben konnte, und wie ich sie bei unseren Stadtbesuchen in der Zeit zwischen 1940 bis Ende 1944 selbst empfunden habe:

Über den Graben der Stadt, in der Nähe der Liebighöhe, wölbt sich aus Steinen gefügt, die breite wuchtige Brücke, mit ehernen Gittern an beiden Seiten bewährt. Es wälzt der Verkehr sich nimmer ermüdend hinüber. Autos für Menschen und Lasten fahren. Auf wohl geglätteten Schienen sausen elektrische Wagen von langen Stangen geleitet, die mit beweglichen Rollen an hohen Drähten hinlaufen. Manchmal fährt auch ein Bauer mit Pferden und Wagen hinüber. Und dazwischen verkehrt der Strom der gewöhnlichen Menschen, die man Fußgänger nennt und die sich selber bewegen. Während oben nun pulst der Großstadt rühriges Leben, fließen träge dahin des Stadtgrabens trübe Gewässer unter dem steinernen Tor, das sich spannt von Ufer zu Ufer. Seht, in den dunklen Fluten bewegen sich bläuliche Karpfen, die mit rundem Maul und weit geöffneten Augen fette Nahrung sich suchen und herrlich gedeihen, um den Menschen zu dienen als leckere Speise zum Festmahl. Heute noch schwimmen sie sorglos und ahnen noch nicht das Verhängnis, das ihnen droht, wenn im Herbst der große Fischzug beginnt. Doch auf der Brücke, das staut sich der Strom der geschäftigen Menschen und gar mancher hemmt den eilenden Lauf um zu spähen, warum die anderen sich drängen voller Neugier an die Geländer. Und so stehen sie alle an beiden Seiten der Brücke, sehen in die Fluten hinab und freuen sich der bläulichen Fische. Seht doch dieses friedliche Paar, das sich bedächtig hinabbeugt! Reichsbahnoberinspektor war er bis vor kurzem gewesen. Doch nun pflegt er die Ruhe als pensionierter Beamter. Täglich gehen die Beiden bei gutem Wetter spazieren. Täglich bleiben sie hier an der Brücke des Stadtgrabens stehen. Seht, wie sie fürsorglich bedacht von den mitgenommenen Semmeln einzelne Brocken bricht und den Fischen hinab wirft zum Frühstück! Nun lächeln sie Beide und sind mit sich selbst zufrieden, weil sie Wohltäter sind und weil die Karpfen sich freuen. Neben den sorglichen Alten stehen zwei echte Matthesianer, Quintaner sind's, an dem Eisengeländer. In wohl berechnetem, hohen Bogen spucken sie in kindlicher Unart in das fischbare Wasser, um die Karpfen zu ärgern. Doch die kennen schon längst den Schwindel, fallen nicht mehr darauf herein und strafen die zwei mit Verachtung. Mehr als die friedlichen Karpfen ärgert sich ein giftiges Männlein, das einen Rauschebart trägt, über die bösen Verbrecher und zischt durch die gelben Zähne: „Da sieht man die Jugend von heite.“ Neben dem bärtigen „Zürner“ verweilt eine Hausangestellte. Sie findet Gefallen an den bläulichen Fischen und

verharrt etwas unter der Last des Marktkorbes mit geschwungenem Henkel. Also stehen sie alle, die der Weg oder der Zufall vorbeiführte an den Geländern der Brücke zu befriedigen die drängende Neugier. Schüler mit ledernen Ranzen, Monteure mit schweren Geräten, Landwirte aus der Provinz mit ihren Frauen, Töchtern und Söhnen, Rechtsanwälte, Doktoren, Versicherungsvertreter der schlesischen Provinzial, Soldaten, Hausfrauen, Kinder und Greise, selbst viel beschäftigte Männer! Und sie stehen und stehen, schauen in friedlicher Ruhe nach den bläulichen Karpfen dort unten im dunklen Gewässer. Wenige Schritte entfernt, an der Kreuzung der Zwingerstraße ist eine Haltestelle der Straßenbahn der Breslauer Verkehrsbetriebe. Seht, wie sich dort die Menschen, dieselben, die noch vor kurzem stundenlang auf der Brücke beim Karpfenschauen verweilten, nun schieben, drücken und stoßen, um als Erster, als Sieger, sich stolz auf die Plattform zu schwingen.

(Wieder entdeckt am 12.05.2007. Text leicht verändert.)

Italienische Eisdielen

Es gab sie schon lange, die italienische Eisdielen in Breslaus Stadtzentrum in der Nähe des Rings. Wer erinnert sich heute nach über einem halben Jahrhundert noch daran, dass in unserer Landeshauptstadt, liebevoll „Groß-Brassel“ genannt, zu dieser Zeit schon italienisches Eis verkauft wurde. Kaum zu glauben, die Eigentümer waren echte Italiener und das bereits schon in der zweiten Generation. Mich überraschte es schon sehr, zur Sommerzeit an warmen Tagen, selbst in Kriegszeiten wunderbar schmeckendes Eis zu erhalten.

Der Park am Benderplatz

Der romantische, nicht übermäßig große Park am Benderplatz war einer von den vielen, in den einzelnen Stadtbezirken bestehenden gärtnerischen Anlagen, in denen die Breslauer Ruhe, Erholung und Entspannung suchten. Mutter und ich nutzten diesen Park sozusagen als Zwischenstation, um die Wartezeit bis zur Abfahrt des Zuges nach Schön-Ellguth auf angenehme Weise zu verkürzen. An einem sehr sonnigen Sommertag waren wir schon recht früh in der Nähe des Kleinbahnhofes angekommen. So verblieb noch einige Zeit, uns in diesem gut gestalteten Park unter dichten Baumkronen auf eine Ruhebank ohne die Aufschrift „Für Juden verboten“ zu setzen. Der Park kühlte die vom Tag aufgeheizte Luft der Großstadt. Eine Sichtachse öffnete uns den Blick auf die gegenüberliegende Häuserzeile, die damals von der untergehenden Sonne in ein leichthes, zartes Rot verwandelt wurde. Nur gedämpft vernahmen wir die Geräusche, den Atem der Großstadt. Die warme Abendluft erinnert mich bis heute an südliche Länder.